

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Herausgegeben für die Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Commitee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich
zweimal zum Preise von 1. Dollar das Jahr.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. R. Adelberg, Watertown, Wis.

7. Jahrg. No. 1.

Watertown, Wis., den 1. September 1871.

Lauf. No. 133.

Vorwort.

Mit dieser Nummer tritt das Gemeinde-Blatt seinen siebenten Jahrgang an, und es irrt sich wohl nicht, wenn es glaubt, daß ihm zu diesem seinem siebenten Geburtstage von seinen vielen Freunden in der Nähe und in der Ferne herzliche Glück- und Segenswünsche dargebracht werden. — Wenn es nun aber wiederum seinen Gang für dies Jahr antritt, so muß es sich doch auch gewiß sein, wohin es will, welches Ziel es verfolgt; denn nur ein Narr oder Irrgeist geht so auf's Ungewisse und blindlings in die Welt hinein, ohne sich ein Ziel zu stecken; und wollte das Gemeinde-Blatt also auf's Gerathewohl seinen Gang antreten, so könnte es auch nicht ausbleiben, daß es auf manche Irr- und Abwege geriethe und endlich wohl gar in einem Sumpfe oder Moraste stecken bliebe. Hat nun aber das Gemeinde-Blatt sich ein gewisses Ziel gesteckt, dem es entgegensteuert, und ist es sich bewußt, wo es hinans will, so können seine lieben Leser mit Recht auch von ihm verlangen, daß ihnen das gleich beim Antritt seiner Jahresreise rund und offen herausgesagt werde, damit sie wissen, wohin sie von demselben geführt werden sollen.

Nun, lieber Leser, du hast nicht zu befürchten, daß dich das Gemeinde-Blatt in die Gängel und den Wirrwarr der Politik und der Welt führen und dein Herz und Sinn darein verstricken wird; denn es will auch nicht im Entferntesten eine politische oder weltliche Zeitung, sondern nur ein christliches Kirchenblatt sein, und verabscheut, wie du, alle Vermischung von geistlichem und weltlichem Regiment, von Kirche und Politik. Darum will es dich nur hineinführen in das theure Wort Gottes und in das bessere Verständniß und in die klarere Erkenntniß desselben, und in dem Lichte dieses hellen Gotteswortes will es dir auf seiner Wanderung die Ereignisse im Reiche Gottes, die Kämpfe und Siege der Wahrheit, die Lei-

den und Freuden der Kirche des Herren zeigen, und die politischen Ereignisse nur insoweit dir vorführen, als sie auf die Kirche Gottes auf Erden einwirken. Und dabei wird es sich bemühen, stets das zu sein, was sein Name verspricht, nämlich ein Gemeinde-Blatt, das heißt, es macht nicht den Anspruch, eine gelehrte theologische Zeitschrift zu sein, die besonders für Prediger und Gelehrte geschrieben und bestimmt ist, sondern es will in erster Linie und hauptsächlich den lieben Gemeinden und ihren Gliedern dienen und wird darum sich auch bestreben ihre Bedürfnisse zu berücksichtigen und ihre Sprache zu reden. Darum wird es nicht nur ausführliche Berichte und Nachrichten aus den Gemeinden, den Synoden und der Kirche im Allgemeinen bringen, sondern soll auch besonders gediegene und allen Klassen verständliche Lehrartikel enthalten, dadurch die lieben Leser in der Erkenntniß des Wortes Gottes und der Lehre unserer Kirche gegründet und gefördert werden mögen. Denn das muß ja ein jeder Christ von ganzem Herzen wünschen, daß er immer fester werde in dem Verständniß der seligmachenden Wahrheit, und immer tiefer eindringe in die im Worte geoffenbarte Weisheit, und zu lernen, dem Widersacher zu widerstehen, die Schwarmgeister und Irlehrer aus der Schrift zu widerlegen und bereit zu sein zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist. Denn weil hier zu Lande der Unglaube viel frecher und anmaßender sich gebildet, als sonstwo, und auch die Secten und Schwarmgeister unermüdlich sind, die Gemüther zu verwirren und besonders lutherische Christen in ihre seelengefährlichen Irrthümer zu verstricken, so thut es hier um so mehr noth, eines Theils, seines Glaubens gewiß zu werden und denselben aus Gottes Wort begründen und beweisen zu können, andern Theils aber auch im Stande zu sein, die falsche Lehre in jeder Gestalt, in der sie uns entgegentritt, zu erkennen und aus der Schrift zu widerlegen. „Es ist ein löstlich Ding, daß das Herz fest werde.“ (Ebr. 13, 9.) Darum sollte Nie-

mand versäumen, die Lehrartikel fleißig und mit Aufmerksamkeit zu lesen, auch nicht unzufrieden werden, wenn jede Nummer des Blattes des Lehraustausches und Erbaulichen Mancherlei bringt; denn es muß die erste Aufgabe eines christlichen Gemeinde-Blattes sein und bleiben, daß es belehrt und erbaut. Daneben wird unser Gemeinde-Blatt aber auch suchen, zur Unterhaltung von Alt und Jung durch längere und kürzere interessante Erzählungen beizutragen, so daß es in jeder Familie ein gerngesehener und willkommenener Gast sein und seinem Erscheinen mit Sehnsucht und Spannung entgegengesehen wird.

Nun, lieber Leser, ein solches Blatt sollte gewiß in jeder christlichen Familie gehalten und gelesen werden und ist sein Werth und Nutzen mit dem Dollar, den du dafür ausgibst, noch lange nicht bezahlt. Denn wolltest du dir die Bücher anschaffen, die du haben müßtest, um dich über so manches Stück der Lehre zu unterrichten, über welches dir unser Blatt so gründlichen Unterricht ertheilt, oder wolltest du dir alle die Zeitschriften halten, die du haben müßtest, um die Nachrichten aus dem Reiche Gottes zu erfahren, die dir unser Gemeinde-Blatt in jeder Nummer bringt, so müßtest du bedeutende Summen dafür ausgeben. Der Werth und Segen eines solchen Kirchenblattes für dich, für deine Familie und für eine Gemeinde, in welcher dasselbe verbreitet ist, kann gar nicht berechnet werden, und wenn nun noch jeder etwaige Ueberschuß, den das Blatt bringt, zur Erhaltung unserer Lehr-Anstalten gewissenhaft verwendet wird, so verdient dasselbe gewiß die kräftigste Unterstützung Seitens unserer Pastoren und Gemeinden.

So möchten wir denn zum Schluß die lieben Brüder im Amte herzlich bitten, fleißig mitzuarbeiten, und zu helfen, daß unser Gemeinde-Blatt immer mehr das werde, was es sein will und soll; und die lieben Gemeinden möchten wir ebenso herzlich ersuchen, nach Kräften dazu beizutragen, daß das Blatt in mehr Exemplaren unter ihren Gliedern verbreitet und von denselben gelesen werde.

Und somit schnürt denn das Gemeinde-Blatt sein Reisebündel; kostbare und schöne Sachen, die es dir zum Geschenke mitbringen wird, sind darin enthalten; und in Gottes Namen tritt es seine Wanderung für dies neue Jahr an. Wer wollte ihm nicht eine glückliche Reise und Gottes Geleite wünschen?

„Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren; denn der Herr redet.“

Diese ersten Worte stellt der Prophet Esaias an die Spitze des Buches seiner Weissagung (Kap. 1, 2), und fordert damit alle Geschöpfe im Himmel und auf Erden auf, die von ihm verkündigten und aufgezeichneten Lehren und Weissagungen nicht etwa als Worte eines Menschen gering zu schätzen, sondern vielmehr dieselben als Gottes Wort in tiefster Demuth und Ehrfurcht anzuhören. „Denn der Herr redet,“ spricht er. Nicht ein Mensch ist es, der durch mich redet; will Esaias sagen, auch nicht ein Engel oder Erzengel, sondern der Herr selbst, der lebendige Gott, der unsichtbare König Himmels und der Erde läßt durch meinen Mund sein heiliges Wort verkündigen; darum soll alles, was Ohren hat zu hören, mit heiliger Scheu und herzlicher Ehrerbietung die Worte hören, die ich im Namen Gottes und aus Eingebung des Heiligen Geistes ausspreche.

Dasselbe gilt aber auch von dem ganzen Worte Gottes, von allen Worten, welche Gott durch den Mund seiner Propheten und Apostel geredet hat und welche in der heiligen Schrift durch den Willen Gottes verzeichnet sind. „Alle Schrift ist von Gott eingegeben“ (2 Tim. 3, 16), denn „die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist“ (2 Petr. 1, 21). Die ganze heilige Schrift ist das majestätische Wort des großen Königs im Himmel, der darin durch seine berufenen Diener und auserwählten Rüstzeuge seine himmlische Wahrheit den Menschen offenbart und seinen göttlichen Willen ihnen kund thut.

Je größer nun die Majestät dessen ist, der zu uns redet, desto mehr sollen auch seine Worte bei uns gelten: je vollkommener seine Weisheit, Heiligkeit und Gewalt ist, desto höher soll auch seine Rede in Ehren gehalten werden und desto mehr sind wir verpflichtet, in Demuth und Ehrerbietung sein Wort anzunehmen und seinem Willen Folge zu leisten. Wie nun Gottes Majestät und königliche Herrlichkeit alles, was von Würde und Ansehen bei irgend welchem Geschöpfe sich finden kann, unendlich übertrifft, so steht auch die Würde und Majestät des Wortes Gottes, eben weil es das Wort des großen Gottes ist, unendlich höher als alle Worte aller Fürsten und Herrschaften auf Erden und im Himmel. Mit der tiefsten Ehrfurcht sollten daher wir Menschen das Wort unseres Gottes hören, seine darin geoffenbarte Wahrheit im Gehorsam unbedingten Glaubens annehmen und seinen darin dargelegten Willen auf das Pünktlichste erfüllen.

Und um so mehr sollte dies so sein, als Gott uns sein heiliges Wort nicht etwa zur Kurzweil und zum Zeitvertreib gegeben hat, sondern weil wir von Natur blinden, verlorren und verdammten Menschen durch eben dieses Wort Gottes erleuchtet, von unserm Verderben errettet und selig gemacht werden sollen. Wie elend würde es um uns stehen, wenn wir Gottes Wort nicht hätten. Wir müßten dann alle ohne Ausnahme unrettbar verloren gehen; wir müßten ohne Licht, Trost und Hoffnung dem Tod und Gericht entgegengehen und einem ewigen Untergang anheimfallen. So groß unsere Noth und unser Jammer ist ohne Gottes Wort, weil wir unter des Teufels Tyrannei nur Kinder des Todes und Knechte des Verderbens sein könn-

nen, so groß ist auch Gottes Güte und Barmherzigkeit darin, daß er uns sein liebes Wort gegeben hat als Mittel und Weg zum ewigen Leben; und eben so groß sollte deshalb auch unsere Liebe zu diesem seligmachenden Worte und unsere Dankbarkeit gegen den Geber dieser so guten und vollkommenen Gabe sein. In seinem Worte thut sich Gott nahe zu uns, wie Moses spricht, nur damit er uns helfe und aus dem Reiche der Sünde, des Teufels, des Todes und der Hölle uns verseze in das Reich der Gerechtigkeit, des Lebens und der ewigen Seligkeit in Gott.

Wenn nun dieß Alles sich so verhält, wie es denn kein wahrer Christ bestreiten kann, was sollen wir denn sagen von der Würde und dem Werthe einer einzelnen Lehre des göttlichen Wortes? Sollen wir etwa hier einen solchen Unterschied machen, daß wir sagen: „Es ist wahr, so im Allgemeinen hin und im Ganzen genommen ist die Majestät des Wortes Gottes allerdings unendlich groß und wir sollten es in tiefster Ehrfurcht und in unbedingtem Glaubensgehorsam annehmen, was aber einzelne Lehren betrifft, kommt es doch nicht so gar genau darauf an, daß man um der Ehre Gottes willen Alles so pünktlich glaube, wie es in der Bibel steht“ — sollen wir so reden?

Es gibt leider in unsrer Zeit und in unserm neuen Vaterlande selbst unter denen, die für rechtgläubige Christen und Theologen gehalten sein wollen, nicht wenige, die allerdings eine solche Meinung hegen und wenn auch nicht gerade mit den angeführten Worten aussprechen, doch mit ähnlichen Redensarten und mehr noch durch ihre Handlungsweise an den Tag legen. Viele sind gleichgiltig gegen den Unterschied zwischen reiner Lehre göttlichen Wortes und der entgegengesetzten falschen Lehre. Sie meinen, das seien nur menschliche Meinungsverschiedenheiten, wo man einem Jeden, wenn er nur sonst an die Bibel glaube, das Recht einräumen müsse, die eine oder die andere Meinung anzunehmen. Man solle doch liberal und tolerant sein, heißt es da, d. h. freistänig und duldsam gegen Andersgläubige, denn der Unterschied zwischen den verschiedenen Parteien in der Christenheit bestehe (doch ja) nur darin, daß der Eine meine, er müsse die s e r - Lehre den Vorzug geben, ein Anderer dagegen einer andern — und Alle glauben doch noch an die Bibel als Gottes Wort. Daher kommt es denn auch, daß gar Viele darüber unwillig werden, wenn man, wie dieß unter bekennntnistreuen Lutheranern geschieht, auf „die reine Lehre“ große Stücke hält, sie ernstlich betont und ihren hohen Werth, ihre tiefgreifende Bedeutung hervorhebt und in ein helles Licht zu stellen sucht. Noch unwilliger werden aber Manche, wenn man die Meinungen und Behauptungen Anderer geradezu straft als Irrthum wider Gottes Wort, als falsche, lekerische, seelengefährliche Lehre, deren Vertheidiger und Ausbreiter dann auch Irrlehrer und falsche Propheten genannt werden, vor denen ein Christ nach Gottes Wort sich vorsehen solle als vor reißenden Wölfen. Wie mancher Prediger, der in diesem Stücke Treue bewies und dem Worte Gottes gemäß handelte, indem er nicht nur die Wahrheit predigte, sondern auch gegen den Irrthum zeugte und warnte, hat für seine Treue von seiner Herde bösen Dank empfangen und sogar den Wanderstab ergreifen müssen!

Wir kehren nun zu unserer Frage zurück: Gilt das Wort „Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren; denn der Herr redet“ nur von der Bibel im Ganzen genommen und im Allgemeinen hin, oder gilt es auch von jedem einzelnen Stücke des göttlichen Wortes und also von einer jeden darin geoffenbarten Lehre? — Ich meine, die Antwort könne nicht schwer zu finden sein, wenn man nur in ruhiger, verständiger Weise und ohne vorgefaßte Urtheile die Sache betrachtet. Was ist denn die Bibel im Ganzen genommen anders, als die Summe aller einzelnen Stücke und Lehren? Wer also die einzelnen Stücke freigegeben wissen will, der gibt im Grunde damit auch die ganze Bibel frei. Wer dem Irrthum und Unglauben, was die einzelnen Theile betrifft, ein Recht einräumt, der räumt damit schon auch hinsichtlich des Ganzen dem Irrthum und Unglauben ein Recht ein, denn die einzelnen Theile sind ja das Ganze. Und hingegen, wer das Ganze in seiner Reinheit und Unversehrtheit bewahren will, der muß nothwendig darauf bedacht sein, alle einzelnen Theile rein und unverfehrt zu bewahren.

Wie daher Gottes Wort im Ganzen genommen heilig, wahr und göttlich ist, so sind auch alle einzelnen Stücke desselben in gleichem Maße heilig, wahr und göttlich. Und wie die Würde und Majestät der Bibel im Ganzen genommen uns verbietet, sie gering zu schätzen oder sie gar zu verwerfen und eine andere Bibel an ihre Stelle zu setzen, so verbietet uns eben so sehr die Würde und Majestät irgendwelchen Stückes der göttlichen Wahrheit, dasselbe gering zu schätzen oder gar zu verwerfen und eine entgegengesetzte Lehre zu glauben und zu lehren. Denn die Majestät und Würde des Einen ist hier dieselbe wie die des Andern, und was gegen die Würde eines Theiles des göttlichen Wortes verstößt, läßt auch die Würde des Ganzen nicht unangetastet.

Wenn ein irdischer König einen Aufruf an sein Volk ergehen läßt, in welchem er seinen Unterthanen weise und gerechte Vorschriften ertheilt oder ihnen gnädige Verheißungen macht, würde er es nicht nur für eine Beleidigung seiner fürstlichen Majestät ansehen, wenn Jemand diesen Aufruf ganz zu unterdrücken und ein anderes Dokument als im Namen des Königs geschrieben im Lande zu verbreiten suchte, sondern auch, wenn ein Theil seiner Unterthanen oder Anklente sich unterfangen würden, diese und jene Stelle im königlichen Aufrufe zu verkehren und zu verdrehen, und so die gute Absicht des Königs in dieser oder jener Hinsicht zu vereiteln. Es wäre ja schlimm genug und würde eine schwere Rüge von Seiten des Königs verdienen, wenn Einzelne dies, und jenes nicht glauben oder darin nicht nach des Königs Willen handeln wollten; viel schlimmer aber müßte es sein und des Königs gerechten Zorn reizen, wenn die eigens dazu erwählten Boten und Amtleute, anstatt nach erhaltener Vorschrift des Königs Willen unverfehrt dem Volke darzulegen, sich vermessen würden, das Volk geradezu zu betrügen und zu verführen, indem sie die Leute lehren anders zu glauben und zu handeln, als es aus dem Aufrufe klar zu ersehen ist, daß sie nach des Königs Willen glauben und handeln sollen. Nun ist die heilige Schrift gleichsam ein Brief oder eine Proklamation, welche der König Himmels und der Erde an die in Sünde

und Verdammniß gefallene Menschheit erlassen hat, und in welcher er aus lauter Güte und Barmherzigkeit sein Wort offenbart, um die Menschen dadurch aus ihrem Jammer zu erretten und sie zur Seligkeit zu führen. Muß es da nicht Gott auf's Höchste beleidigen und seine göttliche Ehre verletzen, wenn sich unter den Menschen Leute finden, die um ihrer blinden Vernunft willen oder aus Ehrsucht oder wegen eines irdischen Gewinnes das Wort seiner Wahrheit verkehren und verfälschen, indem sie die Schrift nach eigenem Gefallen deuten, den Sinn derselben verkehren und die Leute lehren das gerade Gegentheil von dem zu glauben und zu thun, was Gott selbst in seinem Worte zu glauben und zu thun ihnen vorgeschrieben hat? Ist es nicht eine große Sünde, das Wort des majestätischen Himmelskönigs auch nur in Einem Punkte zu hofmeistern und ihm einen entgegengekehrten Sinn unterzulegen? Ladet der nicht schwere Schuld auf sich und begeht ein Verbrechen wider Gottes Ehre, der auch nur Ein Stück der göttlichen Wahrheit verwirft, die entgegenstehende falsche Lehre aber hartnäckig vertheidigt und ausbreitet und so in einer so überaus wichtigen Sache, die den Glauben der göttlichen Wahrheit und das ewige Heil der Seelen betrifft, die Leute irre zu leiten und zu verführen sucht?

(Fortsetzung folgt.)

Schuldig und Schuldlos.

(Fortsetzung.)

Das Diner war beendet auf Rothenfelde. Die Herrschaften hatten sich in dem großen Gartensaal begeben, um den Kaffee einzunehmen. Drei breite Glashüren waren geöffnet, die auf eine Terrasse führten, wo eine Allee schöner Orangenbäume stand, deren köstlichen Blüthenduft die weiche Frühlingsluft in den Saal trug. In der Mitte des parquettierten Fußbodens war der Kaffeetisch servirt. Die Baronin bereite selbst den Trank. Ein Diener in den Farben des Hauses stand seitwärts, ihres Winkes gewärtig. Um den Tisch herum saßen die erwachsenen Töchter, mit bunten Stickereien leicht beschäftigt, oft zurückgelehnt in die tiefen Fantouils und träumerisch hinausblickend in den Park, der sich mit seinen herrlichen Rasenpartien und alten Baumgruppen weit hinausdehnte.

Der Freiherr wanderte mit seinem achtjährigen Söhnlein unter den Ahnenbildern, welche in langer, dichtgeschlossener Reihe die Wände in Lebensgröße und in ganzer Gestalt bedeckten. Die Sechszehn waren vollzählig vorhanden. Bis vor Kurzem waren nur fünfzehn gewesen. Der gegenwärtige Träger des Namens Gartenstein hatte sich das Verdienst um die Familie erworben, den Sechszehnten in einer Kumpelkammer anzustößern, welcher, nach der Inschrift auf der Rückseite des Bildes, im dreißigjährigen Kriege unter dem kaiserlichen Feldhauptmann Tilly gedient und große Thaten vollbracht. Vor diesem Bilde stand der Freiherr mit seinem Sohne und erzählte ihm von den vielen oder doch möglichen Thaten seines Urahnen, und das Gesicht desselben, mit spitzem Knebelbart

und einem ähnlichen Ausdruck, wie man's in den Bildern des Tilly selbst findet, blickte höhniisch lächelnd auf Vater und Sohn herab, als wollte es sagen: Das waren andere Zeiten, als die Euren, dazumal, als wir Magdeburg stürmten! Der Freiherr verstand aber die Sprache dieser Züge nicht, sondern war ganz entzückt von dem ächt Hartensteinischen Familientypus, der sich darin aussprach. Andere Leute konnten davon freilich nichts entdecken, aber der Freiherr trug auch eine Brille.

Während dieser Familieneckelung noch im vollen Gange war, trat ein Bedienter ein, mit der Meldung, daß einer von den Hofknechten draußen stehe und um Gehör bitte. Die Störung kam ungelegen und es zuckte ein Unwille in den Mundwinkeln des Freiherrn. Dennoch gab er Ordre, den Menschen nach seinem Zimmer zu bringen; er wolle kommen. Nachdem eine Tasse Kaffee geschlürft war, begab der Freiherr sich in sein Zimmer. Da stand denn nun Matthies, der Vorknecht, ganz dicht unter die Thür geschmiegt, so daß die schwere Samtportiere ihn halb verdeckte. Hier war er aber kein Vorknecht, sondern nichts weiter als ein Knecht, und noch dazu ein sehr demüthiger, ganz von Blödigkeit und Verlegenheit übermannt. Welch ein Unterschied zwischen diesem Matthies und dem auf der Koppel hinter den vier Braunen! Dort war er wie der Fisch im Wasser, hier zappelte er auf dem Trocknen. Der Freiherr hielt sich in gemessener Entfernung und fragte nach dem Begehr. Es dauerte lange, ehe Matthies zu Worte kam; allmählig brachte er stotternd sein Anliegen vor, daß er gern das Back- und Braumädchen heirathen wolle, wenn der Herr Baron seine Einwilligung geben und ihm eine Wohnung anweisen wolle. Das „Heirathen“ zuckte auch dem Freiherrn durchs Gesicht, wie der alten Margareth, wenn auch nicht mit Schrecken, so doch mit unangenehmster Berührung. Dem Matthies aber war unterm Sprechen der Muth gekommen, und er mußte seine Petition einigermaßen zu unterstützen, indem er anführte, daß er bereits sechs Jahre auf dem Hofe gedient, und daß er sowohl, als seine Frau, selbstverständlich jeden Tag zu Hof gehen würden. Als er schwieg, antwortete der Baron sofort, aus dem Heirathen könne nichts werden, dazu sei er viel zu jung. Er möchte wohl wissen, wo das geschrieben stünde, daß jeder junge Kerl, der eben über die Zwanzig, sofort seinen eigenen Heerd haben solle. Wenn nicht dem frühen Heirathen gesteuert werde, dann hätte er bald nichts als arme Leute in den Gütern. Dazu aber kämen noch andre Dinge: das Backmädchen sei ja gar nicht mal aus den Güttern, es sei ja aus der Stadt, ob er denn nicht genug Auswahl gehabt unter den Gutsmädchen, daß er sich eine Fremde habe ansuchen müssen. Und dann habe der Verwalter eben heute über das Hafferstehlen geklagt und gerade ihn, den Vorknecht stark im Verdacht gehabt. Solche Leute könnten auf Rothenfelde nicht gebraucht werden, der Verwalter werde es ihm auch noch sagen, daß er fort müsse. — Matthies war dunkelroth und zerete an der Mühe, die er krampfhaft in den Händen hielt. Thränen der unterdrückten Wuth stiegen ihm in die Augen, aber er bezwang sich. Noch einmal legte er sich aufs Bitten. Seine hohe, starke Gestalt krümmte sich wie ein Wurm; er bat flehentlich. Er bekannte seine Schuld an dem verführten

Mädchen, und zwei große Thränen rollten ihm dabei über das Gesicht. Er sagte, wenn er sie nicht wieder zu Ehren brächte, würde es ihr Tod sein, und sie hätten einander doch so rechtschaffen lieb. Der Herr Baron möge ihn dies eine Mal erhören, er wolle ihm auch sein Lebenlang nicht wiederkommen. Matthies war ganz beredt geworden in seiner Herzensangst. Der Freiherr veränderte keine Miene, und noch mitten in der Rede des Knechts kehrte er ihm den Rücken und ging langsam in den Salon zurück. Matthies stand wie versteinert. Dann hob er die geballte Faust gegen die Thür, dahinter der Freiherr verschwunden, und knirschte mit den Zähnen. Worte kamen nicht über seine Lippen, aber was in ihm vorging, ließ sich auch nicht in Worte fassen, — es war ein Blutstrom des Hasses, der von Stund an versengend durch sein Leben zog.

So waren der Freiherr und sein Knecht vor den Augen des Herrn, vor welchem wir Alle Knechte sind, einander hundert Groschen schuldig geworden.

2. Zehntausend Pfund schuldig.

Zwischen den hohen Wirthschaftsgebäuden, über dem weiten Gehöft, in den langen Ställen, — alenthalben auf Rothenfelde lag der Feierabend ausgebreitet. Die Kasse standen fressend an den Krippen und ließen sich den gestohlenen Hafer gut schmecken, als hätten sie ihn ehrlich verdient; einige hatten sich schon auf der wohlgeschütteten Streu zur Nachtruhe niedergestreckt. Der lange Zug der Meiereimädchen, die, neben dem Milchwagen herziehend, aus dem Kuhhaufe kamen, war schon vor etlichen Stunden angelangt; die riesigen Eimer, inwendig zinnoberroth angestrichen, hatten sie zu Zweien in den Keller getragen. Die Maierin mit ihren Gehülffinnen hatte die Abendmilk von dreihundert Kühen aufgestedet, und die langen Reihen von Bütten standen auf den feuchten Steinplatten so kühl und frisch in dem schön gewölbten Keller, daß man's wohl begreifen konnte, wenn die Maierin am Schluß des Geschäfts noch einmal den kräftigen Arm in die Seite stemmte und, ihre Büttenreihen überblickend, da stand wie ein Offizier vor der Front; sie sah an Alles, was sie vollbracht hatte, und siehe da, es war sehr gut. — Die Knechte hatten gegessen und gingen langsam aus der Borgstube über den Hof nach den Pferdeställen, einige mit hölzernen Trogen, darin trugen sie die Milch für die Kagen, die im Stall hauseten.

Der Abend war hell und klar. Langsam stieg der Vollmond, noch ganz blaß und durchsichtig, am Himmel auf. — Da schlich sich Matthies der Vorknecht, hinter den Gebäuden, an den Schweineställen herum, vom Hofe. Sein Weg führte ihn nach der Bogtskathe, die freilich nicht weit vom Hofe entfernt lag; der gestrenge Verwalter hatte aber den Hofknechten untersagt, nach Feierabend ohne Erlaubniß vom Hofe zu gehen. Matthies hatte aber nicht Lust, zu fragen; er ging dem Verwalter am liebsten aus dem Wege, auf dessen Gesicht nichts Gutes für ihn geschrieben stand. In der Bogtskathe war's auch wie auf dem Hofe: die Alte räumte eben vom Tische ab; sie hatten Aufgebratenes aus der Pfanne gegessen. Michel-Dhu hatte sich eben auf die Schneidebank gesetzt, um seine hölzernen Pantoffeln auszubessern; die kurze

Pfeife brannte, auf dem Kopfe trug er eine blau und weiß gestreifte Zupfmütze, deren Spitze ihm tief über die Stirn hing, wodurch sein altes, wetterbraunes Gesicht einen eigenthümlichen Ausdruck bekam, beinahe anzusehen, wie wenn der Winter den bemoosten Granitblöcken draußen in der Koppel eine Schneefappe aufsetzt. Als Matthies mit einem Guten Abend-Gruß hineintrat, sah der Alte wie erstaunt und fast unwillig von der Arbeit auf, man hörte nicht recht, ob er den Gruß erwiderte, und blickte den jungen Mann scharf an, der seine Augen wie verlegen senkte. Sobald die Beiden allein waren und man die Alte draußen in der Küche mit den Schüsseln klappern hörte, faßte Matthies sich ein Herz und erzählte dem Oheim seine ganze Angelegenheit, namentlich den Auftritt mit dem Freiherrn, und begehrte Rath von dem Alten. Dem war die Miene immer finsterner geworden, die buschigen Augenbraunen hatten sich tief herabgezogen, so tief, daß man von den Augen kaum etwas sehen konnte, die Pfeife hatte er aus dem Munde genommen, und als Matthies geendet, saß er eine ganze Weile schweigend, als sei ihm die Sprache vergangen. Endlich fuhr er auf und sagte wie grollend vor sich hin: Dat is Dien Unglück, dat is Dien Unglück! Dat wille Blood verdarwt Di: Wenn dat Kind in'n Sood fullen is, denn helpt dat Landeken nig meer! Wat fall ik dor raaden! Vör de u Herrn helpt Di dat Bögen ni (und dabei wies er nach dem Hofe). Gens will ik Di raaden, min Jung: Bög Di vör de u Herrn dor bawen! — und dabei wies er gen Himmel. Als der Alte das gesagt, nahm er eifrig seine Arbeit wieder auf, daß die Späne davonslogen, und Mathies merkte bald, daß alles weitere Zureden umsonst sein und ohne Antwort bleiben würde. Er ging langsam und schweigend hinaus; seine Seele bäumte sich in wildem Trotz gegen das gehörte Wort.

Als er nun längs dem Gartenzaun ging, hörte er sich leise rufen. Es war Anna's Stimme. Mit raschem Sprunge war der Bursche hinüber. Das Mädchen stand vor ihm, aufgelöst in Weinen, und berichtete zuerst, sie sei eben ihres Dienstes entlassen; die Meierin habe ihr gesagt, sie könne mit ihrem Schatz gehen, wohin sie wolle, der werde auch sein Bündel schnüren müssen. Auch habe der Verwalter nach ihm gefragt und sei sehr böse gewesen, daß er vom Hofe gegangen ohne Erlaubniß. Es werde nicht anders sein, sie müßten Beide fort, — und was dann? was dann? jammerte das Mädchen und sank dabei gegen den Wall. Matthies knirschte mit den Zähnen und ward blaß vor Zorn und Ingrimm. Zuerst tobte er sich aus gegen Herrn und Verwalter und die ganze Welt, dann ward seine Stimme ganz weich und er legte seinen Arm um das weinende Mädchen, sie zu trösten; dabei flüsterte er ihr zu, sie solle nur ganz ruhig sein, er verlasse sie nicht. In der nächsten größeren Stadt habe er Freunde und Bekannte, die ihm ganz leicht Dienst und Brod verschaffen würden, und sie wisse ja auch ihre Hände zu gebrauchen. Fort wollten sie, und fort müßten sie, aber ganz gewiß als Mann und Frau, darauf gebe er ihr sein Wort. Könne der Herr ihnen auch die Wohnung verweigern, das Heirathen könne er gottlob nicht wehren, denn sie seien ihm Beide nichts schuldig.

— Anna hörte schweigend und weinend zu; seine Worte schienen aber ganz verloren an ihr, und als er in sie drang, ihm zu sagen, was ihr denn doch so auf dem Herzen liege, da schluchzte sie: Unglücklich warri wi doch, un dat is uns eegen Schuld! Damit riß sie sich von ihm los und eilte ins Haus. — Matthies stand wie gebannt auf dem Fleck; er starrte dem Mädchen noch nach, als sie schon lange verschwunden, — es ging ihm wie ein Frost durchs Gebein. Doch richtete er sich stramm auf, steckte die Pfeife zwischen seine weißen, tadellosen Zähne, sprang behende über den Zaun und ging rasch davon.

Der Vollmond stand jetzt in herrlicher Klarheit am Himmel. Den Burschen trieb's hinaus, In der engen Kammer, unter den schnarrenden Mitzknechten, hätte er's nicht ausgehalten. In Gedanken versunken ging er weiter und weiter. Er kam in den Fahrweg, zwischen hohe Kniecke, die den Weg einsaßten; er ging im tiefen Schlagschatten der einen Seite. So war er bis zu einer Stelle gekommen, wo die Straße einen ziemlich steilen Abhang hinunterführte. Matthies stand plötzlich stille. Sein Ohr vernahm durch die abendliche Stille ein lautes, wildes Geräusch. Er kannte das Geräusch: es waren Puffschläge von Pferden, die in rasend schnellem Laufe anstürmten. Sie kamen herangebraust. Noch konnte er's nicht deutlich unterscheiden. Da, — hilf Gott! es sind die schwarzen Rappen von Nothenfelde, ein elegantes geschlossenes Coupe federleicht mit sich fortreichend. Es ist die Baronin mit den kleinen Kindern. Matthies wußte, daß sie zum Besuch auf ein benachbartes Gut gefahren. Im Nu kommen sie heran. Es durchzuckt den Burschen; mit seiner riesigen Kraft und Gewandtheit hat er schon mehrmals Pferde zum Stehen gebracht, — er will schon vorspringen, — da räumt es ihm zu: Er will Dir Dein Glück nicht gönnen! Hier fährt sei'n Glück hin! Mag's fahren dahin, das ist verdienter Lohn! Sprühend und schnaubend fliegen Kofse und Wagen an Matthies vorüber; er muß sich in den Knick schmiegen. Da, im Nu des Vorüberfliegens, sieht er deutlich in das bleiche Gesicht des kleinen Fräuleins, steht blutende Kinderhände gegen die Glasscheibe des Wagens ausgestreckt. Es ist nur ein Moment, aber er hat's deutlich gesehen. Im nächsten Augenblick liegt der Wagen zerschmettert im Wege; die Biegung haben die Pferde nicht halten können, jetzt stehen sie keuchend stille. Da dringt ein furchtbar schneidendes Wehegeschrei durch die stille Nacht; von der andern Seite her kommen eilige Schritte. Es packt den Burschen innerlich, es jagt ihn fort. Durch die Seele schneidet ihm das Geschrei, — es ist eine Kinderstimme. In ihm schreit es noch furchtbarer: Das ist Deine Schuld! Er rennt quer durch die Wiesen und Felder, er steigt durchs Fenster in seine Kammer. Alles liegt in tiefem Schlaf. Er wirft die Kleider von sich, die ganze Nacht aber ist kein Schlaf in seine Augen gekommen; der Kopf brennt ihm, er wirft sich hin und her auf dem Lager, und sobald die Müdigkeit ihn überschleichen will, hört er den Schrei der Kinderstimme, und im eigenen Herzen schreit es ihm zu: Deine Schuld! Deine Schuld!

Es dauerte auch nicht lange, so ward es laut auf dem Hofe. Rufende Stimmen lassen sich hören, — ein eiliges Gehen und Kommen. Bald dringt

die Stimme des Verwalters an das lauschende Ohr des Knechtes: der zweite Kutscher soll eilig vorspannen, um den Arzt zu holen! Matthies vernimmt dies Alles und weiß es nur zu gut zu erklären, er kommt sich vor wie ein Missethäter, der die Entdeckung fürchten muß. Es ist kein Zweifel: Jemand hat schwerer Schaden genommen, — vielleicht die gütige Baronin, vielleicht eines der unschuldigen Kinder, und er hätte es wahrscheinlich abwenden können. Dann wieder nach solchen verklägenden Gedanken steigen auch entschuldigende auf. Da heißt es in ihm: das könne doch wohl Niemand verlangen, für einen so harten Herrn, der ihm sein ganzes Lebensglück zerstreute, das eigne Leben aufs Spiel zu setzen. Da ruft es ihm zu: Matthies, daß Du ein Narr wärest! Gedankt hätte Dir's doch Keiner. Der alte Kuhhirt, Hans-Jochen nannten sie ihn, hatte einmal den früheren Herrn auf dem Eise gerettet, als er bei der Jagd eingebrochen, — aber hatte es ihm denn was eingebracht? Er war Kuhhirt geblieben und wird's bleiben bis an sein Ende. Oder es hieß in ihm: die Pferde hätte er doch nicht halten können, sie seien viel zu arg in der Fahrt gewesen, dazu habe er unten gestanden und sie seien von Oben her gekommen, den Abhang herunter; zermalmt hätten sie ihn und das Unglück wäre dasselbe geblieben. Ja, Matthies, sagte er sich dann wieder im Gefühl seiner gewaltigen Kraft, ein Anderer hätte's wohl bleiben lassen müssen, aber so'n Kerl, wie Du, hätte's vermocht.

Endlich ward es Morgen. Der Scheunvogt weckte die Bänknechte; es ward lebendig auf dem Hofe und in den Ställen. Vor dem Herrenhause hielt der Doktorkwagen. Der Arzt kam heraus und fuhr davon. Bald verbreitete sich die Nachricht, das kleine Fräulein Bertha sei schwer verletzt worden, beim Ummerfen des Wagens seien ihr die Glassplitter ins Gesicht und in beide Augen gefahren; der Arzt habe wenig Hoffnung gegeben, die Augen zu retten. Bertha aber war gerade der Liebling des ganzen Hofes, ein sehr schönes Kind, voll Freundlichkeit und Güte gegen Jedermann, sogar gegen Fritz Snäsel, den Schweinejungen, von dem sie einmal eine Tracht Schläge abgewandt durch ihre Fürbitte. Alle waren daher von wirklichem, aufrichtigen Mitleid ergriffen, als sie die Nachrichten von dem Unglück hörten. Matthies aber war's, als risse man mit Zangen an seinem Herzen und zwicke ihn inwendig. Er sah dies liebliche Kindergesicht, das ihm so oft freundlich zugewinkt, — das war jetzt zerschritten und tief verwundet; er sah diese großen, blauen Kinderaugen, die ihn so oft hell und fröhlich angeschaut, — die waren jetzt geblendet, vielleicht auf immer verloren. Und wieder hörte er den Schrei von gestern Abend, und wieder hieß es in ihm: Deine Schuld! — Matthies striegelte gerade die braune Stute, sein Lieblingspferd, aber bei all diesen Vorstellungen war ihm der Arm mit der Striegel hinabgesunken; mit dem andern Arm lehnte er sich an die Krippe, die Hand hielt er vor die Augen, — den baumstarken Burschen überließ ein Zittern. Er wußte nicht, wie lange er so gestanden; da weckte die rauhe Stimme des Verwalters ihn aus seinen Träumen. Er fuhr jäh auf. Es ward ihm kurz angekündigt, daß er fortgehen könne; sein Gasterstehen sei entdeckt und manches Andere komme da-

zu. Den verdienten Lohn zahlte ihm der Verwalter pünktlich aus, legte die preussischen Thaler auf die Futterkiste und ging davon, Matthies sagte kein Wort. Stille ging er in die Kammer und packte seine Sachen in den Koffer, stille nahm er das Geld von der Futterkiste. Die Pfeife ward nicht angezündet, er mochte nicht rauchen; stille steckte er sie in die Rocktasche. Endlich war er fertig. Von Menschen wollte er nicht Abschied nehmen, aber von seinen Brauen. Alle vier der Reihe nach bekamen ihr Theil; erst lockerte er das Sen in der Raufe, häufelte den Häfer in der Krippe, flüpfte jedem Thiere auf den Hals und strich ihnen übers Maul. Als er aber zuletzt bei der Stute stand und ihr ordentlich liebevoll in die großen Augen sah, die ihn so verständig, beinahe fragend, anblickten, da liefen dem Kerl wahrhaftig ein paar dicke Thränen übers Gesicht. Rasch sah er sich um, ob's auch Jemand bemerkt, aber er fand sich ganz allein im Stall; die andern Knechte mit ihren Gespannen waren schon hinaus an die Tagesarbeit. Er hätte nichts davon bemerkt, daß sie fortgeritten; sein Gespann war ja herrenlos, es hatte einen Fehertag. Das freute ihn noch, als er zur Stallthür hinausschritt. Rasch und festen Schrittes ging er quer über den Hof und bald lag Nothensfelde hinter ihm.

(Fortsetzung folgt.)

(Für das „Gemeindeblatt“ von J.)

Die Lehre der Bibel von der Obrigkeit.

Wenn wir wissen wollen, was die Bibel von der Obrigkeit lehrt, so haben wir vor allen Dingen die 7 ersten Verse des 13. Kapitels aus dem Römerbriefe anzusehen. Denn diese sind die Hauptstelle für jene Lehre. Aus dieser Stelle können wir uns alle die Hauptfragen beantworten, die uns in Hinsicht auf die Obrigkeit aufstoßen, z. B. die Fragen: Wen habe ich für meine Obrigkeit anzusehen? Woher hat sie ihre Gewalt über mich? Welche Pflichten habe ich gegen sie? Welche Pflichten hat sie gegen mich? Und diese wichtigen Fragen wollen wir uns denn etwas genauer ansehen und aus der genannten Schriftstelle zu beantworten suchen.

1. Wen habe ich für meine Obrigkeit anzusehen?

Der heil. Paulus oder vielmehr Gott selbst durch Paulus sagt im 1. Verse jener Stelle: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“ oder ganz wörtlich übersetzt: „Jede Seele ordne sich den Gewalten unter, die sich oben oder über ihr befinden.“ Wer demnach in einem Staate oder Lande die Gewalt hat, sich über den Bürgern, also auch über mir befindet, wenn ich Bürger des Landes bin, der ist die Obrigkeit des Landes, der ist deshalb auch in dem genannten Falle meine Obrigkeit. Und dies ist er so lange, als er eben jene Gewalt hat, sich oben oder über mir und den andern Einwohnern befindet. Und seine von ihm eingesetzten Stellvertreter oder Unterbeamten sind natürlich dann auch, insofern sie Stellvertreter der höchsten und eigentlichen Obrigkeit sind, meine Obrigkeit. Ein Räuber, der mich gefangen hielt, wäre meine Obrigkeit nicht, obwohl er augenblicklich durch List oder Macht mich in seiner Gewalt

hätte und sich in dem Sinn über mir befände; denn er ist nicht in dem Staate, dessen Bürger oder Einwohner ich bin, der Oberste oder derjenige, welcher die höchste Gewalt in Händen hat. Und dies, daß ein Mensch oder auch eine Anzahl von Menschen in dem Staate, in welchem ich als Bürger oder Einwohner lebe, wirklich die höchste Gewalt besitzt, sich also über allen Bürgern und demnach auch über mir befinden — das muß ganz klar und deutlich sein, das muß jeder vernünftige Mensch sehen können. Denn wenn dies nicht der Fall ist, dann kann auch nicht davon die Rede sein, daß er oder sie meine Obrigkeit seien. Denn nach des Apostels Wort soll ich mich den Gewalten unterordnen, die sich oben befinden, die also die höchsten Gewalten im Lande sind, und niemandem anders.

Wenn z. B. meine bisherige Obrigkeit mit der Obrigkeit eines andern Landes in Streit geräth und von der letztern besetzt und vertrieben wird — wer ist da meine Obrigkeit? Diejenige, die es bisher war, aber nun verjagt ist, also nicht mehr in meinem Lande die Gewalt in Händen hat? Oder diejenige, welche meine alte Obrigkeit verjagt hat und nun die Stelle derselben einzunehmen vorgibt, also auch verlangt, daß ich ihr als meiner Obrigkeit gehorche? Diese Frage scheint zuweilen recht schwer zu sein, namentlich denjenigen kommt sie so vor, die sich hinsichtlich ihrer Obrigkeit in dem angegebenen Falle befinden, wie z. B. die Hannoveraner im Jahre 1866. Aber wenn man alle menschlichen Gefühle, Abhänglichkeiten und Abneigungen dabei nicht mitreden läßt, sondern ganz einfach unsere Römerstelle um Rath fragt, dann, mein ich, kann die Antwort doch nicht schwer sein. Es fragt sich ja dann nur für mich: Welche von den beiden Obrigkeiten hat wirklich Gewalt über mich und meine Mitbürger, befindet sich in der That oben oder über uns? So lange es unentschieden ist, bei welcher von beiden dies der Fall ist, so lange ich also noch nicht ganz gewiß bin, daß meine bisherige Obrigkeit aus ihrem obrigkeitlichen Amte vertrieben ist, so daß sie wirklich die höchste Gewalt verloren hat: so lange habe ich meiner alten Obrigkeit als der ersten und mir nächsten zu gehorchen und darf mich nicht etwa durch irgend welche menschliche Rücksichten und Ausflüchte, z. B. durch die Hoffnung, von der neuen Obrigkeit belohnt zu werden, wenn ich ihr helfe, die Obrigkeit meines Landes zu werden, bestimmen lassen, von meiner bisherigen Obrigkeit abzufallen und ihren Sturz zu bewirken, und sei sie z. B. noch so grausam und tyrannisch gewesen. Ist es aber jedem vernünftigen Menschen klar und deutlich, daß meine bisherige Obrigkeit wirklich von einer andern aus ihrer Gewalt verdrängt ist, und daß die neue wirklich in meinem Staate die Gewalt in Händen hat, so daß sie alles thun kann, was sonst Sache der Obrigkeit ist: dann darf ich wiederum nicht mein Fleisch und Blut, nicht meine Gefühle, nicht meine Zuneigung oder Abneigung fragen, sondern ich habe mich ganz einfach der Gewalt zu unterwerfen, die sich über mir befindet.

Ja, wenn nun aber der Krieg vonseiten meiner alten Obrigkeit ein gerechter und vonseiten der andern ein ungerechter war, wenn also, mit andern Worten, meine alte Obrigkeit mit Unrecht aus ihrer Gewalt vertrieben ist und die neue offenbar

auf gottlose Weise, durch List und Verrath oder durch Gewaltthätigkeit, die Macht in meinem Staate erlangt hat? Habe ich dann auch die letztere als meine Obrigkeit anzusehen und ihr als solcher zu gehorchen? Verstehst dich! Denn dies, ob diejenige Person oder diejenigen Personen, welche in meinem Staate die höchste Gewalt in Händen haben — ob sie auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise diese Gewalt bekommen haben, das geht mich in Hinsicht auf meinen Gehorsam gar nichts an; das hat lediglich sie selbst zu verantworten. Denn der Apostel sagt ja nicht: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die mit Recht ihre Gewalt über ihn bekommen hat,“ sondern einfach: „die Gewalt über ihn hat,“ mag sie diese Gewalt nun bekommen haben, wie sie will.

Die Juden fragten bekanntlich einmal Christum — wenn auch nur, um ihn zu versuchen —, ob es denn auch für sie recht sei, der römischen Obrigkeit, die durch List und Gewalt, also nicht auf rechtmäßigem Wege, auch die Obrigkeit des jüdischen Volkes geworden war, den Zins zu geben oder, was dasselbe ist, ihr gehorsam zu sein. Christus ließ sich die Zinsmünze, d. h., eins von den Geldstücken, welche die Obrigkeit prägen ließ und mit denen die Steuern bezahlt werden mußten, zeigen; und da sie das Bild des römischen Kaisers trug, man also deutlich sehen konnte, daß der römische Kaiser die Gewalt über das jüdische Volk hatte, da er für dasselbe das Geld prägen lassen konnte, mit dem sie die Steuern bezahlen mußten — da sagte er: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ d. h.: seid der Obrigkeit unterthan, die nun einmal die Gewalt über euch hat, eure Obrigkeit ist, sei sie es geworden, auf welche Weise sie wolle. — Auch der Kaiser Nero, der damals im römischen Reiche regierte, als Paulus den Brief an die Römer schrieb, war durch die schrecklichsten Verbrechen, durch Vergiftung seines Stiefvaters und seines Stiefbruders, auf den Thron gekommen, und doch schreibt Paulus an die Römer: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat,“ also auch dem Kaiser Nero. — So mußten auch die Einwohner vom Elsaß und von Lothringen, als die französische Regierung vor nun beinahe 200 Jahren auf die schändlichste Weise sie dem deutschen Reiche entriß und in ihre Gewalt brachte, dieser französischen Regierung als ihrer Obrigkeit gehorchen, sobald diese einmal wirklich die Gewalt über sie hatte. So haben auch in unserer Zeit z. B. die Hannoveraner nach dem für ihre alte, von ihnen verdienterweise herzlich geliebte Obrigkeit unglücklichen Kriege vom Jahre 1866, wenn auch mit schwerem Herzen, ihrer neuen Obrigkeit, der preussischen Regierung sich unterwerfen und gehorchen müssen, und zwar um des Gewissens willen, aus Gehorsam gegen Gottes ausdrückliches Wort, wenngleich sie den Krieg vonseiten Preußens für einen ungerechten hielten.

Und so ist es im Grunde auch in diesem unsern Lande. Wollten wir nämlich der hiesigen Obrigkeit nur in dem Falle Gehorsam leisten, wenn sie mit Recht ihre Gewalt erlangt hätte, so dürfen wir sie nicht als unsere Obrigkeit anerkennen. Jeder weiß ja, daß bis zum Jahre 1776 die englische Regierung auch die Obrigkeit des hiesigen Landes war, und daß die Einwohner desselben sich selbst zur angegebenen Zeit von ihrer bisherigen und

rechtmäßigen Obrigkeit trennten und losfügten, weil sie glaubten, jene behandle sie ungerecht. Sie machten also Revolution, wie man das gewöhnlich nennt. Und Revolution oder Empörung gegen die bestehende Obrigkeit, Verjagung derselben ist in jedem Falle unrecht, da ich meiner Obrigkeit jederzeit zu gehorchen habe, so lange sie mir nichts gebietet, das wider Gottes Wort ist, und auch im letzten Falle nur ihr nicht mit der That folgen, aber sie auch nicht thätlich angreifen darf — wie wir das später noch deutlicher sehen werden. Deshalb war natürlich auch die Revolution — die „glorreiche Revolution“, wie sie wohl genannt wird, auch von Leuten, die unzweifelhaft christlichen Sinn, aber wenigstens in diesem Punkte sehr wenig gesunde christliche Erkenntnis haben — hier zu Lande gegen Gottes klares Wort und deshalb unrecht und sündlich, und jeder, der sich irgendwie daran betheiligte, versündigte sich. Damit soll nicht gesagt sein, daß jeder, der gegen seine bisherige Obrigkeit und für die sogenannte Freiheit dieses Landes kämpfte, sei es mit Feder, Mund oder Schwert, ein Unchrist und gottloser Mensch gewesen sei. Nur dies wollen wir sagen, daß seine Handlung und sein Thun in diesem Stücke unchristlich war. Wer das aber nicht wußte und sonst an Jesum Christum als seinen Herrn und Heiland glaubte, der blieb natürlich trotz jener Unwissenheitsünde ein Christ, und Gott vergab ihm aus Gnaden die verborgenen Fehler. Aber unrecht war und bleibt die Revolution oder dies, daß die damaligen Einwohner der jetzigen Vereinigten Staaten sich gewaltsam von ihrer bisherigen Obrigkeit trennten und sich eine neue setzten. Und diese neue Obrigkeit: das Volk selbst oder eigentlich die jedesmalige Mehrheit desselben, ist nicht auf rechtmäßige, gottgefällige Weise zu ihrer Gewalt gekommen. Es fragt sich auch sehr, ob nicht trotz der damals allgemeinen Begeisterung für die Revolution oder den „Freiheitskampf“ doch manche damalige Einwohner dieses Landes, die eben kenntlichere und bibelfestere Christen wären, dies gefühlt und gewünscht haben. Und doch mußten sie nachher gewisse halber die neue Obrigkeit als die ihrige ansehen und sich demgemäß gegen sie verhalten, als nämlich die neue Obrigkeit wirklich die Gewalt über das Land hatte. Deshalb gehorchen ja auch wir Christen der Obrigkeit dieses Landes von Herzen gern, obgleich wir wissen, daß sie nicht auf die rechte Weise in's Dasein getreten ist. Wir Christen wären ja auch überaus übel daran, wenn wir nur der Obrigkeit gehorchen dürften, die rechtmäßig entstanden wäre. Denn wo ist wohl in der ganzen Welt eine Obrigkeit, die ganz auf gottgefällige Weise ihre Gewalt bekommen hat, die nicht durch List oder Gewaltthätigkeit Obrigkeit geworden ist? Dann könnten wir ja nie ein ruhiges Gewissen haben, wenn wir Bürger irgend eines Landes wären oder werden wollten, wenn wir nämlich immer ängstlich forschen müßten, ob denn die Obrigkeit jenes Landes auf die rechte Weise zu ihrer Gewalt gekommen sei. Nein, da hat uns Gott — ihm sei Dank dafür gesagt! — die Sache leicht gemacht. Nur das haben wir zu untersuchen oder zu sehen — denn dies läßt sich gar leicht ausfindig machen —, wer denn in dem Staate, in welchem wir leben, die obrigkeitliche Gewalt wirklich in Händen hat; und wer dies hat, dem sollen wir als unserer Obrigkeit gehorchen.

Auch danach haben wir ferner nicht zu fragen, ob die Obrigkeit unseres Landes gottlos fürchtig oder gottlos ist; denn wir müssen sowohl der gottlosesten als der gottseligsten Obrigkeit gehorchen, nämlich in den Stücken, welche nicht wider Gottes Wort sind. So waren die römischen Kaiser, die zur Zeit Christi und des Apostels Paulus herrschten, meistens ganz sündliche und gottlose Menschen, wie wir das oben vom Kaiser Nero schon gehört haben; und doch befahl Christus, diesen Kaisern unterthan zu sein, und schreibt Paulus an die Christen zu Rom: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“ und nicht: „der Obrigkeit, die fromm ist.“ Also war es schon aus diesem Grunde — von andern Gründen gar nicht zu reden — ganz gottlos von dem Papste, wenn er in früheren Zeiten, wo seine Gewalt noch größer war, sich herausnahm, die Obrigkeit eines Landes, die nach päpstlichen Begriffen nicht fromm war, d. h., dem Papste nicht gehorchte, abzusetzen und die Unterthanen derselben ihres Gehorsams zu entbinden. Auch dadurch hat er sich als den wahren Antichristen erwiesen. — Also auch eine gottlose Obrigkeit ist und bleibt doch deshalb Obrigkeit, so lange sie Gott nicht wegnimmt. Eine Obrigkeit kann ja auch von Gott eben so wohl aus Zorn wie aus Gnade einem Lande und Volke gegeben werden. Und nicht nur eine gute, sondern auch eine böse Obrigkeit soll den Unterthanen nützen, sie zur Buße leiten. Eine böse Obrigkeit kann auch zu dem Kreuz gehören, das den Christen immermehr diese Erde sammt all ihrer Lust verleiden und ihnen desto mehr Sehnsucht und Verlangen nach dem rechten Vaterlande einflößen soll.

Auch auf die Form der Obrigkeit kommt es nicht an betreffs des Gehorsams, den ich ihr zu leisten habe. Es giebt da verschiedene Formen. Monarchie oder Alleinherrschaft nennt man eine solche Form der Regierung, da ein Mensch die oberste Gewalt in Händen hat, den man Kaiser oder König oder Fürst oder Herzog u. dgl. heißt. In einer unbeschränkten Monarchie ist dieser einzelne Mensch allein die höchste Obrigkeit; in einer beschränkten oder constitutionellen nur in Verbindung mit den Stellvertretern des Volkes, ein jeder Theil eben so weit, als die Constitution oder Verfassung des Landes dies bestimmt. — Eine Aristokratie oder Adels Herrschaft ist dies, wenn die vornehmsten, reichsten und angesehensten Leute eines Landes gemeinsam die höchste Obrigkeit bilden. Ein Land ist betreffs seiner Regierungsform eine Republik oder eine Demokratie, d. h., eine Volksherrschaft, wenn eben das ganze Volk die höchste Gewalt besitzt. Dies kann so sein, daß entweder das ganze Volk, d. h., alle mündigen männlichen Personen desselben jedesmal zusammenkommen und berathen und beschließen, wenn ein Beschluß gefaßt oder etwas ausgeführt werden muß, oder daß das Volk sich aus seiner Mitte Stellvertreter wählt, die für es zusammenkommen, berathen und beschließen. Das erstere geht natürlich nur in einem kleinen Staate an; das letztere ist z. B. hier bei uns der Fall.

Welches ist denn wohl die beste Form der Regierung oder Obrigkeit? — Diese Frage hat sich vielleicht schon mancher meiner Leser vorgelegt, und die Antwort auf dieselbe wird

bei den verschiedenen auch verschieden ausgefallen sein. Sie ist auch nicht leicht zu beantworten, und ich will deshalb auch meine Antwort lieber für mich behalten, zumal ich Grund habe zu glauben, daß es wahrscheinlich unter meinen Lesern eben so viele, wenn nicht mehr giebt, die meine Antwort nicht für richtig halten, als solche, die ihr beistimmen werden. Es kommt auch nicht viel darauf an, ob man die rechte Antwort auf jene Frage weiß oder nicht. Man muß doch in den allermeisten Fällen die Obrigkeit hinnehmen und annehmen, wie sie nun einmal ist, und die allerwenigsten von uns werden je in die Lage kommen, sich die nach ihrer Meinung beste Obrigkeit ansuchen zu müssen oder zu können. Die meisten werden doch wohl in dem Lande bleiben, in dem sie einmal leben, wenn es ihnen nur sonst dort gut geht. Zudem ist dies doch unwidersprechliche, durch die Geschichte vielfach bestätigte Wahrheit: bei einer jeden Regierungsform kann ein Land gut oder schlecht daran sein. Welches von beiden der Fall ist, kommt nicht auf die Regierungsform, sondern auf das Verhalten der Obrigkeit und auch der Unterthanen an. Eine unbeschränkte Monarchie z. B. ist gut, wenn der Kaiser, König, Fürst oder wie man den Alleinherrscher nennen mag, der die höchste Gewalt in Händen hat, ein väterliches Herz für seine Unterthanen besitzt, nur auf ihr Wohlergehen und nicht auf Genuß irgendwelcher Art für sich selbst bedacht ist; wenn er ferner auch die nöthige Weisheit für sein hohes und überaus schwieriges und verantwortungsvolles Amt besitzt, Macht genug hat, seine Anordnungen durchzuführen und diese Macht auch, wenn es nöthig ist, entschieden gebraucht; und wenn endlich die Unterthanen treu, gehorsam und in ihrem Berufe verständig und fleißig sind. Von einer beschränkten oder constitutionellen Monarchie gilt dasselbe, nur daß hier noch hinzukommt, daß auch die Stellvertreter des Volkes treu und weise mit dem Landesherren für das Wohl des Landes zusammenwirken und daß sie sowohl als der Landesherren in den von der Constitution ihnen gezogenen Schranken bleiben müssen. Ist dies der Fall, dann lebt sich's in einer Monarchie jedenfalls gerade so gut wie in der besten Republik. Schlecht und drückend ist dagegen das Leben in einer Monarchie, wenn jenes alles fehlt. — Eben dasselbe läßt sich von einer Aristokratie sagen. Sind die Glieder der höchsten Obrigkeit so beschaffen, wie ein guter Kaiser oder König beschaffen sein muß, und verhalten sich die Unterthanen recht, so ist es jedenfalls dem Lande und Volke auch bei dieser Regierungsform ganz wohl; im umgekehrten Falle natürlich nicht. — In einer Republik ist auch nur in dem Falle gut leben, wenn jeder Bürger nicht etwa darauf sieht, wie er am schnellsten, auch auf Kosten seiner Mitbürger und des Staates, reich werden, zu Ehre und guten Tagen kommen könne, sondern wenn er auf das allgemeine Beste bedacht ist und dafür sorgt, mag er einfacher Bürger sein oder ein Amt von seinen Mitbürgern übertragen bekommen haben. Schlecht steht es dagegen mit einer Republik, wenn dies nicht der Fall ist. Dann kann man in ihr sich eben so elend und gedrückt fühlen, wie in der schlechtesten Monarchie.

Wir, meine geliebten Leser, leben nun durch

Gottes Fügung in einer Republik. Es kommt deshalb darauf an, wie wir und jeder einzelne Bürger unseres Landes uns verhalten, ob wir nämlich die Regierungsform, die bei uns besteht, recht gebrauchen oder nicht. Und da thut es denn wahrlich noth, daß wir dessen uns erinnern und stets bewußt seien, daß wir auch in politischen Dingen durchaus nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln haben, und daß wir auch einmal dafür werden Rechenschaft geben müssen, wie wir uns als Bürger einer Republik verhalten haben: ob wir z. B. stets für diejenigen gestimmt haben, die wir nach unserm besten Wissen für die Geeignetesten hielten; ob wir das uns vielleicht von unsern Mitbürgern anvertraute bürgerliche Amt gewissenhaft und uneigennützig zum gemeinen Besten verwaltet haben u. s. w. Laßt uns das nie vergessen und Gott auch bei diesen Sachen vor Augen und im Herzen haben. Und gerade dadurch, wenn wir in diesen Stücken recht gewissenhaft unsere Pflicht thun, können wir der Gemeinde und Synode, zu der wir gehören, unserer theueren lutherischen Kirche, dem Christenthum und im letzten Grunde Christo selbst Ehre machen, eben so wie wir ihnen Schande machen und Aergerniß geben, wenn wir uns dabei nicht gewissenhaft verhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Chronik.

E i g e n t h ü m l i c h. — Der „Lutheran und Missionary“ hat den westlichen Lutheranern manchmal vorgeworfen, daß sie streitsüchtig seien, weil sie in ihren Kirchenblättern hie und da scharf dreinschreiben. Die Pennsylvanische Synode scheint aber an dem Streiten in kirchlichen Blättern nicht einmal genug zu haben, sie bringt jetzt den Streit auf die Kanzel. Professor Schäffer hat eine Predigt gehalten und die Synode hat sie drucken lassen, in welcher mit den westlichen Lutheranern sehr kurzer Prozeß gemacht wird. Für ein solches Verfahren eignet sich allerdings die Kanzel vortrefflich, denn da darf dem Redner niemand antworten und er behält also den Sieg gewiß. Zu bedauern aber ist doch, daß der Herr Professor sich die vier Punkte und die Stellung der westlichen Synoden dazu nicht vorher ein wenig genauer angesehen hat. Denn jetzt, da er sich, wie der Lutheran sagt, als unparteiischer Mann um die ganze Sache nicht gekümmert hat, stellt er eine Reihe von falschen Behauptungen auf und macht daraus natürlich eben so falsche Schlüsse. Wir wollen nur auf einzelnes aufmerksam machen. Professor Schäffer behauptet (Seite 24), daß wir die Annahme der vier Punkte zur Bedingung der Kirchen **g l i e d e r s c h a f t** machen. Das ist einfach nicht wahr. Er möge nur einmal versuchen, einen einzigen Fall nachzuweisen, wo das geschehen ist. Die Missionsynode, die denn doch einmal hier im Westen leitet, hat überhaupt mit den vier Punkten nichts zu schaffen gehabt. Sie hat an der Behandlung derselben im Council nur erkannt, daß derselbe nicht gerade sehr aufrichtig und lutherisch bekennet. Ebenso wenig ist die Annahme der vier Punkte formell zur Be-

dingung der Synodalgemeinschaft gemacht. Als Missouri sich mit Wisconsin, ebenso als Wisconsin sich mit Minnesota einigte, da war von den „4 Punkten“ nicht die Rede. Oder meint Dr. Schäffer, die Ohioynode habe sie doch zur Bedingung der Synodalgemeinschaft gemacht. Da wäre er wieder sehr im Irrthum. Denn die Ohioynode hat sie nur zur Bedingung ihres Eintritts in den Council gemacht. Das ist aber ein ganz anderes Ding. Denn ehe man sich einem solchen Körper unterordnet, da thut man gut ihm noch ganz andere Fragen vorzulegen, z. B. über Kirchen gewalt u. s. w.

Dr. Schäffer behauptet ferner: Man habe die Annahme der vier Punkte unwilligen Leuten mechanisch und äußerlich aufzwingen wollen (Seite 29). Auch das kann er nicht beweisen, obwohl er in diesen Worten eine schwere Beschuldigung ausspricht. Wir westlichen Lutheraner haben die Leute noch nie mit etwas anderem zwingen wollen, als mit Gottes Wort; weswegen wir denn auch aller solcher Kirchenregimenterei, wie sie im Council angestrebt wird, abhold sind. Am allerwenigsten wollen wir den Council zwingen, denn wir können ohne ihn vortrefflich fertig werden, indem er uns durchaus nicht hinderlich ist, wie die Geschichte zeigt.

Ueberhaupt ist das Verfahren des Dr. Schäffer sehr ungerath, um nicht einen härteren Ausdruck zu gebrauchen. Er geht nämlich schon von der **Voraussetzung** aus, daß wir in den vier Punkten zur Bibel etwas hinzusetzen wollen und hält uns das Drohwort des Apostels vor, wer anders lehret, der sei verflucht. Er erklärt uns also für ganz schändliche Menschen, denn es giebt ja keine größere Sünde, als auf solche Weise Menschenfahrungen für Gottes Wort auszugeben. Und das alles thut er, obgleich wir uns fort und fort auf Gottes Wort und die Lehre unserer Kirche berufen haben. Freilich seine furchtbaren Behauptungen zu beweisen, versucht er nicht einmal. Würde ihm auch schwerlich gelingen.

Wunderbar ist es nur, daß Dr. Schäffer und der Council trotz dieser schrecklichen Dinge, dieses Abfalls vom Evangelio, mit uns noch zusammengehen wollen. Das ist uns unbegreiflich. Wir können aufrichtig versichern, wenn wir Dr. Schäffer wären, wir würden mit uns gar nichts zu thun haben wollen. Im Geheimen muß er uns doch nicht für so ganz schlecht halten.

Nach der Mittheilung des Lutheran soll die Predigt sehr erbäulich gewirkt haben. E.

D a r w i n, der berühmte englische Naturforscher, der jetzt gleich Vogt die Abstammung des Menschen vom Affen vertheidigt, und den darum gewiß Niemand pietistischer Sympathien beschuldigen wird, sagt in seinem Bericht über seine Reise um die Welt, wo er von den Zuständen auf Tahiti spricht, folgendes: „Wir setzten uns und weideten uns an dem erhabenen Schauspielen, wie die Schatten der Nacht stufenweise die höchsten und steilsten Gebirgsgipfel umflorten. Ehe wir uns zum Schlafe niederlegten, fiel der ältere von unsern tahitischen Begleitern auf seine Knie und sprach mit geschlossenen Augen ein lautes Gebet in seiner Muttersprache. Er betete, wie jeder Christ thun

sollte, mit gebührender Andacht, ohne Scheu sich lächerlich zu machen, ohne frömmelndes Schaugepränge. Wenn wir uns zum Essen niederlegten, wollte keiner unserer Begleiter einen Bissen anrühren, ehe er ein kurzes Tischgebet gesprochen. Die Reisenden, welche sich einbilden, die Tahitier beteten nur, wenn der Missionar sie unter seinen Augen habe, sollten nur diese Nacht mit uns auf dem Abhange des Gebirges geschlafen haben! — Eine Anschauung, welche ich mir selbst durch das Lesen der neuesten Reisebeschreibungen auf deren Autorität hin gebildet hatte, fand ich völlig unzutreffend; nämlich daß die Tahitier ein verdüstertes Geschlecht (a gloomy race) geworden seien und in steter Furcht vor den Missionaren leben. Von dem letzteren Gefühl sah ich auch nicht eine Spur, man müßte denn zwischen Furcht und Achtung keinen Unterschied machen können. Anstatt des Mißbehagens, das den stehenden Charakterzug ausmachen sollte, fand ich, daß es schwer sein würde, in ganz Europa nur halb so viel lustige und glückliche Menschen auf einem Haufen zusammenzubringen. — Im Ganzen hatte ich den Eindruck, daß die Moralität und Religiosität der Eingeborenen in der That das höchste Lob verdienten. Es giebt viele, die noch gehässiger als Kogebue sowohl die Missionare und ihr System, als die dadurch erzielten Erfolge verlästern. Solche Lästermäuler vergleichen nie den gegenwärtigen Zustand mit dem, in welchem sich die Insel vor 20 Jahre befand, ja nicht einmal mit dem, in welchem sich heut zu Tage Europa befindet; sondern sie legen daran den Maßstab der höchsten evangelischen Vollkommenheit. Sie verlangen von den Missionaren einen Erfolg, den nicht einmal die Apostel erlangt haben. So weit nun der Zustand des Volkes hinter dem hohen Vorbilde zurückbleibt, so viel müssen die Missionare gesündigt haben, statt daß man ihnen für das Dankweiß, was sie zu Stande gebracht. Die Tadler vergessen, oder vielmehr sie wollen nicht daran denken, daß Menschenopfer — die Macht einer götzendienerischen Priesterschaft — eine systematisch ausgebildete Bosheit, die ihres Gleichen in der ganzen Welt nicht findet, — Kindermord in Folge des blutigen Kriegsgebrauchs, nach welchem die Sieger weder Weiber noch Kinder schonten — daß alles dies beseitigt und abgeschafft ist, und daß Unredlichkeit, Unmäßigkeit und Frechheit durch die Einführung des Christenthums in ziemlichem Maße sich vermindert haben. Es ist die schwärzeste Undankbarkeit, daß die Reiseberichterstatter es vergessen; sollte es ihnen beschieden sein, an irgend einer unbekanntem Rüste im Begriff zu stehen, Schiffbruch zu leiden, so würden sie ein heißes Gebet zum Himmel schicken, daß doch die Lehren der Missionare bis zu deren Bevölkerung gedrungen sein möchten.“ So Darwin.

M ü h l e n b e r g C o l l e g i u m in Allentown, Pa. Diese Anstalt, welche vor etwa 4 Jahren von der alten Pennsylvanischen Synode gegründet wurde, befindet sich in ähnlichen Schwierigkeiten, wie unser Collegium vor einem Jahre. Obgleich das Lehrercollgium aus tüchtigen Männern besteht und die Schülerzahl nicht unbedeutend ist, so will es doch mit der Anstalt nicht recht vorwärts, sondern sie hat fortwährend mit finanziellen Verlegenheiten zu kämpfen. Der Grund dieser schlimmen Lage ist nicht schwer zu erkennen. Die Anstalt wurde nach dem Wunsche der liberalen Majorität in der Synode als ein allgemeines unconfessionelles (un-

sectarian) amerikanisches College gegründet, in welchem die deutsche Sprache und lutherische Zucht nur wenig Raum fand. Das entzündete ihr nun allmählich die Herzen der Deutschen und der treuen Lutheraner in der Synode, welche mit dem jetzigen Zustand unzufrieden sind und die Schule durchaus nach lutherischen Grundfäden geleitet wissen wollen. So fehlt es der Anstalt gerade an dem vollen Vertrauen derjenigen Leute, auf welche sie zumeist angewiesen ist. Denn als allgemeines unconfessionelles Collegium wird Wäshenberg College schwerlich mit seinen ältern und reicheren Nachbarn wetteifern können. Dazu gehören sehr bedeutende Mittel. Es ist auch gar nicht einmal sehr zu wünschen, daß es jenen den Rang ablaufe. Denn unconfessionelle Collegien giebt es schon zu viele im Lande, nahezu 300, von denen freilich eine große Zahl aus Mangel an Geld, Lehrkräften und Schülern ein kümmerliches Dasein fristen muß. Was macht es auch für einen Unterschied, ob eine solche confessionlose Schule nominell lutherisch oder methodistisch ist. In ihrer Einrichtung, Disciplin, denn von Erziehung ist in allen nicht viel zu finden, u. s. w., sehen sie sich so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Daß doch die Pennsylvanier sich unsere Erfahrungen zu nütze machen und ihre Anstalt gründlich reformiren wollten. Dann würden sich die Schwierigkeiten bald heben. Das Collegium hätte ein besonderes Ziel, durch welches es sich von fast allen andern unterschiede, und könnte getroßt mit ihnen in die Schranken treten. Dann wäre es auch der Mühe werth mit schweren Opfern eine Anstalt aufrecht zu erhalten, denn ein gesund lutherisches Collegium ist im Osten ein dringendes Bedürfnis.

Als im Juni des vergangenen Jahres die französische Deputation den russischen Kaiser um Glaubensfreiheit für die hunderttausend verführten Lutheraner der Ostprovinzen ersuchte, gab Se. Majestät auf die erhebenden Worte Pastor W o n o d s die sehr freundliche, aber nicht eben hoffnungsvolle Antwort: „Wir haben ein Gesetz, welches, sobald man einmal die griechische Religion angenommen hat, dieselbe zu verlassen verbietet; doch wir geben, so wenig wir nur irgend können, auf diejenige Achtung, welche zurückkehren.“ Und Graf Sch u w a l o w, der Begleiter des Czaren, suchte gleichfalls die Franzosen glauben zu machen, daß faktisch dem Rücktritt der Convertiten Feinerlei Schwierigkeit entgegenstehe, während derselbe allerdings rechtlich durch die Landesgesetze verboten sei.

Hören wir nun, wie die Lage der schwedischen Convertiten in Wahrheit ist. Es ist nicht zu leugnen, daß Tausende von ihnen den lutherischen Gottesdienst wieder besuchen, daß sie mit oder ohne Hülfe der Pastoren an der lutherischen Abendmahlstafel Theil nehmen und ihre Kinder in die lutherische Schule und Confirmandenlehre schicken. Von Seiten der Staatsregierung wird gegen diese Tausende nicht eingeschritten, und die griechische Geistlichkeit findet für ihre Klagen keinen Schutz bei dem weltlichen Arm. Nichts desto weniger sind im letzten Jahre Beschwerden gegen die lutherischen Pastoren, welche jene Abtrünnigen der Orthodogie bedienen, nicht gar selten eingereicht und dem Consistorium zur Verfolgung überwiesen. Und nur die offene Weigerung der schwedischen Kirchenbehörde, irgend einen Geistlichen in Proceß zu verwickeln, wenn nicht zugleich die Convertiten in Untersuchung gezogen würden, hat bisher weitere Schritte verhindert. Man sieht leicht, auf wie schwachen Füßen eine so ausgeübte Bekenntnisfreiheit eigentlich steht. Abgesehen davon, daß es ebenso unbillig ist, den Behörden die Ausübung der Gesetze zu verbieten, wie unchristlich, die Seelen zum heimlichen unerlaubten Abendmahlsgenuß zu verurtheilen, verdient ein Zustand der Dinge, der jeden Augenblick ein Ende mit Schreden nehmen kann, in keiner Weise den Namen der Freiheit. Damit noch nicht genug; die Papen wissen ihre verlorene Herrschaft auf einem andern Gebiete wieder geltend zu machen. Man weiß, daß es ihnen durch kaiserlichen Befehl untersagt ist, bei Abschließung gemischter Ehen einen Reders über griechische Kindererziehung zu fordern. Nun beruft sich ein großer Theil der Priester auf das laodiceische Concil, welches Negeren verbietet; man fordert nicht den Revers, sondern den Uebertritt des evangelischen Theils. Wer nicht übertritt, wird nicht getraut und ist zu wilder Ehe verdammt, da ja die evangelische Kirche gesetzlich keine gemischte Ehe einsegnen darf; wer übertritt, wird mit Domänenland besolgt. Es ist ein bloßer Spott, in dergleichen Ungeheuerlichkeiten eine thatsächliche Glaubensfreiheit zu entdecken; zumal die griechische Geistlichkeit ausdrücklich von ihren Oberen ange-

wiesen ist, die etwa Zurückgetretenen und ihre Kinder nicht aus den Kirchenbüchern zu streichen, damit in günstigeren Zeiten die Ansprüche der Kirche geltend gemacht werden können. Aus dieser Verwirrung kann nichts Anderes herausführen, als eine Veränderung der betreffenden Gesetze, die fast gänzlich in der Hand des Kaisers liegt. Wie A l e x a n d e r, ohne den heiligen Synod nur zu fragen, die Reversforderung, die eine kirchliche Maßregel ist, aus dem Gesetzbuch gestrichen hat, so kann er um so viel mehr eine staatliche Ordnung, die bürgerlichen Strafen für übertretende Griechen abschaffen.

Um solche Gesetzesänderung und Glaubensfreiheit für die bedrängten Lutheraner den Kaiser Alexander zu bitten, hatte eine Deputation, an deren Spitze Dr. Philipp Schaff stand, um eine Audienz bei ihm nachgesucht. Ueber ihren Erfolg berichtet eine telegraphische Depesche:

London, 18. August.

Fürst Gortschakoff veröffentlicht einen Bericht über die Unterredung zwischen ihm und der evangelischen Deputation in Friedrichshafen. Er sagt, nachdem er die Letztere angehört, habe er ihr erwidert, es komme ihm vor, als ob sie sich in Rußlands innere Angelegenheit zu mischen wünsche; Rußland könne keine fremde Einmischung dulden, von welcher Seite sie auch kommen möge. Nachdem die Missionäre ihr Bedauern über diesen Bescheid ausgedrückt hatten, nahm Gortschakoff die Adresse der amerikanischen Delegation entgegen, um sie dem Kaiser einzuhändigen. Die in London geschriebene Adresse der Schweizer-Delegation an den Kaiser wies er entschieden zurück. Später sagte er der amerikanischen Delegation auseinander, daß es einseitig aussehend würde, nur ihre Adresse anzunehmen und hat dieselbe zurückzunehmen, was die Delegation denn auch that.

Doktor L u t h e r sah einst eine Heerde Vieh im Feld gehen, da sprach er: „Sehet, da schreiten einher unsere Prediger, die Milchträger, Butterträger, Kästräger, Wollträger, die predigen uns täglich, daß wir unser Vertrauen auf Gott setzen er solle für uns und wolle uns allezeit ernähren.“ Auch sah er eines Abends ein Böglein auf einem Baume sitzen, auf welchem es übernachtet wollte. „Dies Böglein“, sagte er, „hat sein Nachtmahl gehalten und will sein sicher schlafen, bekümmert sich gar nicht, noch sorget es für den morgenden Tag oder Herberge, wie David sagt: Wer unter dem Schirm des Höchsten wohnet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht bist du. So sitzt das Böglein auf seinem Zweiglein zufrieden und läßt Gott sorgen. Es ist geschickter als wir.“

Wissionsfest.

Die lutherische Gemeinde in Farmington, der ihr sechsjähriges Wissionsfest noch in lieblicher Erinnerung war, ließ es sich nicht nehmen, auch in diesem Jahre wieder ein solches zu feiern. Der 10. Sonntag nach Trin. ward dazu ersehen und Alles auf's Schönste vorbereitet. Doch als der bestimmte Tag herankam, bedeckten dunkle Wolken den ganzen Himmel; trüb und drohend sah den ganzen Tag das Wetter aus. Schon fürchtete man, daß viele durch den drohenden Regen sich vom Besuche des Festes abhalten lassen würden; doch siehe, als die zum Beginne der Festlichkeiten bestimmte Zeit herannahete, rollte eine fast ununterbrochene Wagerreihe von allen zum Festplatze führenden Wegen heran, so daß sich, als der Gottesdienst eröffnet wurde, eine große Anzahl Menschen in dem dicht beim Pfarrhause gelegenen Busche, der zum Festort ersehen war, angeammelt hatte. Der Platz war herrlich zu diesem Zwecke geeignet; wie zu einem Dome wölben sich die Gipfel der Bäume; eine ganz stattliche Kanzel, Altar, ein Chor für den Gesangverein der Gemeinde, der das Fest durch seinen lieblichen Gesang erhöhte, sowie eine hinlängliche Anzahl Sitze für die Zuhörer, waren angebracht, und erstere mit Blumen und Guirlanden sehr hübsch geschmückt. Um 10 Uhr wurde das Fest mit einem liturgischen Gottesdienste vom Ortspastor eröffnet, worauf P. Adelsberg auf Grund des Ev. Matth. 25. 31—46 die erste Festpredigt hielt. Nach beendigtem Gottesdienste zerstreute sich wieder die ganze Versammlung, um in den benachbarten Farmhäusern auch den Leib zu stärken und zu erquickern, und darf die Gastsfreundschaft der lieben Gemeinde-Mitglieder, die mit einander um die größte Zahl der Gäste wetteiferte, nicht unerwähnt bleiben. Während wir im Pfarrhause auch des Leibes warteten, sangen zu unserer Freude die Pastoren Ungrodt und Genside an, und nach kurzer Erholung versammelte man sich auf's Neue am Festorte, wo noch einmal P. Ungrodt über Heidenmission predigte und

in seiner ansprechenden Weise gar siebliche Geschichten aus seiner eigenen Erfahrung in Afrika in seine Predigt verwebt. Darauf sprach P. Genside noch über innere Mission und besüßwortete insbesondere unsere Synodal-Lehranstalten. Die Colletten des Vor- und Nachmittags betrugen \$80, davon unsern Anstalten \$50, und der Heidenmission \$30 zugeweiht wurden. Trozdem der Himmel uns ein solch drohendes Angesicht zeigte, wurden wir doch gnädig von Regen verschont, und diente die dunkle Wolkendecke nur dazu, uns vor den brennenden Sonnenstrahlen, wie sie in den vorbegehenden Tagen herabsielen, zu beschützen. Der Herr wolle das gepredigte Wort an den Herzen der Hörer reichlich segnen, ihren Glauben dadurch zu stärken und sie immer fleißiger zu machen zu guten Werken. A.

Kirchenweihung.

Zur Anzeige diene, daß die zur ev.-luth. Parochie Brightstown gehörende Filial-Gemeinde in Woodville, Calumet-County, Wis., am 9. Sonntage v. Tr. ihr Kirchweihfest feierte. Viele Festgäste aus der Umgegend, sowie aus Brightstown, fanden sich ein zur Feier und das schönste Wetter begünstigte uns. — Von den eingeladenen Pastoren erschienen Herr Pastor Kluge, der den Vormittags-Gottesdienst vorzugsweise leitete. Der Nachmittags-Gottesdienst mußte vom Orts-Pastor geleitet werden, weil eben keine Pastoren außer diesen beiden vorhanden waren. — Der Herr hat uns reichlich gesegnet und seine Gnade durch sein Wort verkündigen lassen auch an diesem Tage. Durch diese Gnade hat ja der Herr eben gewirkt beides, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen, damit unter vielen Schwierigkeiten doch Alles herrlich vollbracht ist, daß jetzt die Kirche fertig dasteht. Darum dem Herrn allein die Ehre.

H. J. Paack.

Brightstown, Wis., 9. August 1871.

Northwestern University, Watertown, Wis.

Diese Anstalt beginnt ihr siebentes Jahr, für das Gymnasium am 6. September, für die Academie den 13. September 1871. Die Anstalt hat jetzt 6 Professoren, welche ihre ganze Kraft und Zeit derselben widmen, nebst einem Hülflehrer. Die Schüler werden im Gymnasium völlig ausgebildet für das Ergreifen eines wissenschaftlichen Berufes, während die Academie sie tüchtig macht für die verschiedenen Zweige des bürgerlichen und Geschäfts-Lebens.

Bedingungen sind: Schulgeld 10 Dollars per Term oder 30 Dollars das Jahr.

Zimmernmiethe und Lebensausgaben \$2.50 den Term oder \$6.75 das Jahr.

Beköstigung \$25 den Term oder \$75 das Jahr.

Außerdem haben die Schüler für Bett, Feuerung, Licht, Wäsche, Schuh und Tisch selbst zu sorgen.

Diejenigen, welche Pastoren werden wollen, sind vom Schulgeld frei und bezahlen für Beköstigung nur 15 Dollars den Term oder 45 Dollars das Jahr.

Da bereits zahlreiche Anmeldungen eingegangen sind, so bitte ich Eltern, welche ihre Kinder in diesem Jahre zu schicken gedenken, mir das möglichst bald mitzuteilen, damit die nöthigen Vorkehrungen hinsichtlich des Platzes getroffen werden können.

August Ernst, Inspector.

Watertown, den 24. August 1871.

Veränderte Adressen:

Herr Pastor Meyerhoff, der sich gegenwärtig auf Besuch in Deutschland befindet, bittet bis auf Weiteres alle Briefe an ihn zu adressiren: Groß Beeren, Preußen.
Herr Pastor Joh. Köhler vertritt während P. Meyerhoff's Abwesenheit dessen Stelle, und seine Adresse ist: Ripon, Wis.

Quittungen.

Für das Gemeinde-Blatt haben bezahlt: G. Keller, VII. \$1. — P. Ostmann, V. u. VI. \$1.20. — P. Opiß, VI. \$9. — P. Bading, VI. \$7. — P. Lochner, VII. \$1. — Prof. Stellborn, VI. 60 Cts. — P. Genside, VI. \$15. — P. Ungrodt VI. \$8. — P. Reichender, VI. \$10.80. — P. Hagstahl, VII. \$1. — P. G. Markworth, VII. \$1.
R. Adelsberg.